

Freiburg – das sind nicht nur Bauwerke, Institutionen, Ereignisse ... Hinter all dem standen Menschen, stehen heute Menschen, die erhalten und bewahren, Neues schaffen und gestalten.

Im ersten Teil dieser Ausgabe der Badischen Heimat berichten und erzählen Freiburgerinnen und Freiburger aus ihrem Leben oder aus Epochen ihres Lebens. Was haben sie erlebt und erlitten? Was hat sie geprägt? Was haben sie gearbeitet und geschaffen? Worum haben sie sich bemüht, bemühen sich weiterhin? Was erfreut(e) und stärkt(e) sie? Wofür sind sie dankbar? Was hoffen sie? Der zweite Teil des Heftes stellt »Freiburger Köpfe« des 20./21. Jahrhunderts vor, die zu ihrer Zeit in Freiburg bekannte Persönlichkeiten waren: Manfred Kranz, Hermann Schwarzweber und Bruno Schley. Gänzlich unbekannt hingegen sind die »Köpfe« aus dem Altenheim Kartaus. Heinrich Hansjakob, dessen Schriftsteller-Liebe dem »einfachen Volk« gehörte, hat ausgeprägte Persönlichkeiten, die er in der Kartaus kennenlernte, für die Nachwelt festgehalten. Ein vierter Beitrag dieses Teils geht zurück ins 19. Jahrhundert, nach Neu-Freiburg in Brasilien. Dort wirkte der badische evangelische Pfarrer Friedrich Oswald Sauerbronn.

Im dritten Teil des Freiburg-Schwerpunkts sind historische Beiträge über Freiburg und Texte, die das Oberrheingebiet betreffen, zusammengestellt.

Ursula Speckamp

Autobiografisches – Leben und Arbeiten in und um Freiburg

Hannelore Busse

Mein Lebensweg

Ich bin am 29. Juli 1924 in der elterlichen Wohnung in Freiburg geboren. Kaum auf der Welt, schon Komplikationen: Der Standesbeamte wollte den Vornamen »Hannelore« nicht akzeptieren, weil es ihn angeblich nicht gab. Später sollte der Vorname wieder zum Problem werden.

Meine Eltern (Kurt Helff, * 1895 in Salem am Bodensee, † 1984 in Freiburg und Else Helff geb. Glunk, * 1902 in Kappel bei Lenzkirch, † 1981 in Freiburg) kamen aus Baden. Mein Vater war Photograph (gelernt bei Georg Röbbcke in Freiburg), aber auch Musiker und Kunstmaler. Das heißt, dass ich zwischen Stativ, Notenständer und Staffelei aufgewachsen bin. Mein Vater hat sich für die Musik entschieden und hat als Geiger in den 1920er-Jahren als Stummfilm-Musiker im Central-Kino



Beim Skilaufen in Horben 1927. Hannelore Busse zwischen Vater und Tante (Schwester des Vaters)

in Freiburg gearbeitet mit verschiedenen Instrumenten und Show-Effekten. Ich durfte mit 4/5 Jahren manchmal mit in die Nachmittagsvorstellung und mit Vogelwasserpfeifen Vogelgezwitzcher nachmachen oder die Windmaschine kurbeln oder Donner und Blitz erzeugen. So wurde ich schon früh mit der Musik und ihren Möglichkeiten in Verbindung gebracht. Auch durfte ich schon die ersten »Micky-Maus«-Filme sehen und auch »Pat & Patachon«, das waren die Vorgänger von »Dick & Doof«, alles große Ereignisse für mich.

1930 kam mein Bruder Dieter auf die Welt, im Loretto-Krankenhaus. Die herzliche Hebamme war, Welch ein Zufall, Frau Maria Busse, die Mutter von Hermann Eris Busse und viele Jahre später meine Schwiegermutter.

Wir waren nun eine glückliche Familie, wenn nicht der Tonfilm gekommen und mein Vater schlagartig arbeitslos geworden wäre. Es begann eine schwierige Zeit. Er hat in den 1930er-Jahren fast nichts verdient, so hatten wir sehr wenig zu essen. Da bekam ich die Möglichkeit, bei Familie Dr. Füsslin, einmal in der Woche am Mittagstisch teilzunehmen. Das war für mich ein großes Erlebnis. Einer-

seits habe ich mich geschämt so arm zu sein und bei fremden Leuten essen zu müssen, andererseits war es aufregend, mit dieser vornehmen Familie mit vier Kindern an einem Tisch zu sitzen. Herr Dr. Füsslin war Arzt und später langjähriger Präsident der »Muettersprach-Gesellschaft«.

Mein Vater hat als Musiker damals auch in Freiburg in Tanzkaffee-Häusern (als Stehgeiger im Smoking) und als Varieté-Begleiter im Casino gearbeitet und mit Ensembles von Künstlern, auch vom Stadttheater, am Westwall (»Siegfriedslinie«) Fronttheater gemacht, um die Soldaten bei Laune zu halten, bis eine Stelle frei wurde beim Freiburger Rundfunkorchester, damals noch in der Kyburg in Freiburg-Günterstal. Soviel zu meiner Familie.

1935 kam es zu einem einschneidenden Erlebnis mit der katholischen Kirche. Nach der Heiligen Kommunion in meiner Kirche »Maria Hilf« in der Oberwiehre, war einige Wochen später die Firmung im »Freiburger Münster«. Der dortige Pfarrer erklärte mir, dass er mich nicht mit dem Vornamen »Hannelore« von der Kanzel aufrufen würde, weil der Name kein heiliger sei. Er würde mich »Maria« nennen. Das wollte ich aber nicht, weil es nicht wahr war. Meine Eltern haben mich zur absoluten Wahrheit erzogen. Er hat es aber trotzdem getan. Der Pfarrer war damals eine unantastbare Person, ich war also sehr verunsichert und wollte nicht mehr in die Kirche.

Ein ähnliches Erlebnis hatte ich viele Jahre später, als wir heiraten wollten. Wir durften nicht kirchlich heiraten, weil mein Mann zu diesem Zeitpunkt seit acht Jahren, vor unserer Zeit schon, geschieden war. Wir mussten also die vielen Jahre notgedrungen in »wilder Ehe« leben. Was unser Glück nicht im Geringsten störte. Die Kirchenbank haben wir aber nicht mehr abgenutzt.

1930 kam ich in die Schule. Jeden Morgen durften wir vor Unterrichtsbeginn ein Lied singen aus dem Liederbüchlein »Für Buben und Mädels« von Hermann Eris Busse, andere Klassen mussten beten. Da hörte ich zum ersten Mal bewusst den Namen »Busse«. Ich war zwölf Jahre alt, als wir Besuch von einer befreundeten Familie aus Düsseldorf bekamen, die auf der Durchreise war. Die Frau wollte unbedingt noch in einen Buchladen, um die Neuerscheinung »Fegfeuer« von H. E. Busse zu kaufen. Sie hatte den »Bauernadel« von Busse gelesen und wollte weitere Bücher haben. Also wieder der Name »Busse«. Vier Jahre später, ich war auf dem Weg in die Klavierstunde, sah ich in der Buchhandlung Strütt in der Wallstraße das ganze Schaufenster dekoriert mit der Neuerscheinung »Erdgeist — Saga vom Oberrhein« mit dem Einband »Poppele vom Hohenkrähen und Hegauberge« und natürlich einem großen Bild von Hermann Eris Busse mit dem großen Hut. Wieder der Name »Busse«. Wie hätte ich ahnen können, dass ich selbst einmal den Namen »Busse« tragen würde und dieser Mann mein Schwager werden sollte?

Leider durfte ich nicht das Gymnasium besuchen, da meine Eltern das Schulgeld von 20 Reichsmark im Monat nicht bezahlen konnten.

Ich war sehr sportbegeistert, meine zweite Heimat war der Sportplatz, Leichtathletik, meine große Liebe war aber Skilaufen, das ich bereits mit drei Jahren beginnen durfte; in späteren Jahren war keine Zeit mehr dazu.

Mit 15 Jahren hatte ich ein schlimmes, prägendes Erlebnis. Am 1. September 1939 brach der Zweite Weltkrieg aus. Meine Mutter hatte große Angst, hatte sie doch als Jugendliche den Ersten Weltkrieg 1914–1918 mit all seinen Schrecken erlebt. Sie ging, wie jeden Morgen, in die Bäckerei um die Ecke, um Brot zu holen. Da waren auch weitere aufgeregte Kun-

den. Meine Mutter sagte: »Jetzt fängt *der* Hitler auch noch einen Krieg an.« Dieser Ausspruch hat der Bäckersfrau genügt, um meine Mutter (wir waren seit Jahrzehnten Kunde) bei der Gestapo zu denunzieren. Wenig später standen zwei Männer, ganz in schwarz gekleidet, vor unserer Wohnungstüre, wollten meine Mutter verhaften und gleich mitnehmen. Es war schrecklich. Zufällig kannte einer der Männer meinen Vater als bekannten Musiker. Nach zähen Verhandlungen stellte die Gestapo sinngemäß fest: »Wir haben jetzt niemanden angetroffen und kommen in zwei Stunden wieder.« Da konnten wir schon mal aufatmen. Wir packten in dieser Frist das Nötigste in unser altes Auto und bekamen bei Verwandten in Lenzkirch notdürftige Unterkunft für circa sechs Monate. Dafür mussten meine Mutter und ich auf dem Bauernhof schwere Arbeit leisten. Mein neunjähriger Bruder hatte die Kühe auf die Weide zu führen und auf sie aufzupassen. Dies ging auf die Dauer nicht gut, und wir zogen zum Holzschnitzer Brugger, wo wir auch das Auto in dessen Garage unterstellen konnten. Benzin gab es ja ohnehin keines mehr. Dann konnten wir auch wieder die Schule besuchen! Nach etwa einem halben Jahr durften wir wieder zurück nach Freiburg.

Im Jahre 1941 habe ich dann mit dem Musikstudium begonnen, damals brauchte man dazu kein Abitur. Wollte man für das nächste Semester immatrikuliert werden, musste man von den drei Monaten Semesterferien zwei Monate arbeiten. Ich wurde der Rhodiaseta (damalige Schreibweise des Weltunternehmens, Hauptsitz in Freiburg) zugeteilt, Hersteller von Kunstseide/Nylon. Einen Monat bekamen wir keinen Lohn, dafür durfte eine Arbeiterin in Erholung gehen nach »Erlenbruck« bei Hinterzarten. Das war ein Erholungsheim der Rhodia. Ich mußte acht Stun-



Akkordarbeit bei der Rhodia, Sommer 1942
2. v.l. Hannelore Busse

den Akkordarbeit leisten (Verpacken von Kunstseidenrollen). Die Arbeiterin hat mich noch darauf hingewiesen, bitte den Akkord nicht zu unterbieten, denn nach ihrer Rückkehr wäre der höhere Akkord Basis.

Das Musikstudium fand durch die Kriegssituation leider ein Ende, denn Universitäten und Schulen wurden geschlossen und wir wurden stattdessen in den Kriegseinsatz beordert. Ich musste jeden Tag acht Stunden arbeiten in einer kleinen Fabrik, die irgendwie für die Rüstung produzierte, da war dann für Klavierübungen fast keine Zeit mehr. Die Mitarbeiter und ich mussten jeweils für zwei Stunden in das Dachgeschoß, um den Himmel nach Flugzeugen zu beobachten. Just am 27.11.1944 beobachteten wir in der Mittagspause vom Hof des Geländes aus die über Freiburg fliegenden großen Pulks. Bei dem strahlend klaren Wetter glitzerten die Maschinen vor blauem Hintergrund silbern im Sonnenlicht, am Abend erfolgte der verheerende Bombenangriff.

In den letzten Monaten, als jeder wusste, dass der Krieg verloren war, wurden noch Kinder eingezogen; so auch mein kleiner Bruder, gerade 14 Jahre geworden.

Die Erinnerungen meines Bruders (inzwischen fast 90 Jahre alt) zum Schicksal unse-

rer Familie in 1944 erreichten mich in einem Brief:

»Knapp unter 14 Jahre alt versuchte ich, vom Jungvolk (»Pimpf«) in die Flieger-Hitlerjugend zu kommen, trotz Brille tragend, welche ich allerdings für die Prüfung nicht trug. Ich hatte genug von dem blöden Marschieren am Sonntag und politischen Reden am Mittwochabend im alten Wiehre-Bahnhof.

Aber da fing der Kriegsdienst auch bald an. Allerdings nicht nur für mich! Gut in Erinnerung habe ich noch, die Panzergräben zu bauen, so etwa von März 1944 in der Nähe von Ihringen. So mussten wir, etwa 500 Frauen und Jugendliche in aller Frühe, es war noch sehr dunkel, am Hauptbahnhof sein. Männer waren ja kaum noch da. Alle im Einsatz an der Front. Es waren da mindestens 2 Züge, falls einer durch Fliegerbeschuss ausfallen sollte, wahrscheinlich auch deshalb die frühe Abfahrt?! Da kamen oft zwei Jagdbomber, wir nannten sie MAX & MORITZ, welche versuchten, manchmal auch mit Erfolg, die Lok lahmzulegen. Meine »Rettung« kam, als ich zum Segelfliegen abberufen wurde. Diese Informationen kommen aus dem FLUGBUCH No. 1: Ich musste am 7.4.1944 beim Segelfluglager in Grunern bei Freiburg antreten.

Nach den ersten 12 Starts mit dem Schulgleiter SG 38, wo ich sogar schon vom Boden abhob, ging's dann am 12.4. zum Bohlhof (bei Wutöschingen) wo ich weitere 33 Starts vollzog ohne Bruchlandung!

Am 27.8.1944 war es mit der Fliegerei zu Ende, aber nicht mit dem Einsatz. Bald darauf wurde das Fähnlein »GOTEN«, wo ich ja dazugehörte, aufgefordert, in Sommerausrüstung am Karlsplatz anzutreten. Nun ging's auf eine Fahrt ins Blaue.

Wir wurden mit Lastwagen nach Frankreich gefahren über Mühlhausen in die Vogesen zu einem kleinen verlassenem Ort namens ROUGEMONT-le-Château, nicht weit nord-

östlich von Belfort weg. Da wurden wir alle in der Schulhalle untergebracht. Da waren aber keine Betten, sondern nur Matratzen auf dem Boden und Decken. Für die Hygiene war in einen ›Sportraum‹ aber sogar eine Dusche mit nur kaltem Wasser. Ja, was braucht man mehr? Wir konnten nun keinerlei Nachrichten nach Hause schicken, denn dies hätte ja vielleicht den Krieg noch in letzter Minute verzögern können.

Unsere Aufgabe war, nun in den umliegenden Hügeln der Vogesen Schützengräben zu schaufeln. D-Day war ja am 6. Juni 1944 gewesen. Französische Widerstandskämpfer sollten da ja schon in unserer Gegend sein. Da kam nun die 30 ›Mann‹ starke Kindertruppe und wollte den Krieg noch verlängern. Ein paar deutsche Soldaten waren auch da, welche uns bewachen sollten, aber ich glaube eher, damit wir nicht abhauten. Dann kamen noch elsässische Jugendliche dazu, wovon ich später eine Gruppe überwachen musste. Sie kamen täglich per Lastwagen angefahren. Da jemand annahm, dass ich, von dem Realgymnasium kommend, französisch sprechen konnte, war ich dazu ausgewählt worden.

Da es immer kälter wurde und die Hygiene nicht mehr die beste war, wurde beschlossen, dass jemand nach Freiburg fahren sollte, um warme und auch saubere Ausrüstung zu holen. ABER WER? Gut geraten: ich

Natürlich konnte ich nicht für alle was mitbringen, so suchte ich drei raus, welche in der Nähe der Erwinstrasse wohnten. Ich wurde mit einem Fahrzeug nach Mühlhausen gebracht, welches schon ziemlich beschädigt war. Vor allem das Bahnhofgebiet. Als ich dann abends bei Mama ankam, hat sie mich kaum erkannt. Total verwahrlost, erschöpft und mit Wuschelkopf. Aber wenigstens hatte ich noch keinen Bart!! Aber nun kam ein tolles warmes Bad mit Bürste. Nun kam aber die Herausforderung,

alle zu benachrichtigen, dass ich in zwei Tagen wieder zurückmusste. Die wenigsten hatten ja ein Telefon und wussten von nichts!

Nach zwei Tagen ging's dann wieder zurück! Erst mit dem Zug bis Mühlhausen, welcher noch fuhr. Aber niemand wusste, dass ich kam. So blieb mir nichts anderes übrig, als mit dem schweren Rucksack und sauberer HJ-Uniform mit dem Hakenkreuz am Ärmel durch den von den Partisanen ›verseuchten‹ Wald, bei Nacht, 30 km nach Rougemont zu marschieren, in der Hoffnung, dass eine deutsche Autokontrolle mich vielleicht mitnimmt. Aber die blieben lieber im Lager und riskierten nicht Ihr Leben. Kein Wunder, so nahe dem Kriegsende.

Als ich dann endlich das Lager erreicht hatte, wurde ich herzlichst begrüßt von den fünf Glücklichen, aber nicht von all den Anderen. Am 26. August wurde dann Paris erobert! Im Rhônetal kamen die Franzosen schon nach Lyon und waren nicht mehr so weit weg von uns, aber die Schützengräben waren noch lange nicht fertiggestellt. Ich wurde nun Oberkommandierender der französischen Abteilung, welche keinen großen Eifer an den Tag legte, weiter in Regen und Kälte zu arbeiten. Da holte ich mir auch ein Andenken an diese Zeit, das ab und zu immer noch auftaucht – Rheumatismus im linken Knie!

Am 25. November 1944 verließen wir dann, mit dem letzten Zug, Frankreich und kamen auch noch gut in Freiburg an. (Anm.: Zur großen Erleichterung meiner Eltern und mir) Zufälligerweise hatte Papa einen Kurzurlaub von der Wehrmacht gehabt und musste am 27. wieder zurück nach Friedrichshafen. Da mein Zustand nicht der beste war, entschloss sich Mama, ihn mit mir bis nach Donaueschingen zu begleiten und dann noch ein paar Tage in Furtwangen bei Tante Hanni zu sein.

Am 27.11. fuhren wir dann zusammen los. An diesem Abend hatten wir einen ungewöhn-

lichen ›Sonnenuntergang‹, welcher sehr lange anhielt. Erst am nächsten Morgen hörten wir, dass ein großer Bombenangriff die Stadt Freiburg weitgehend vernichtet hatte ...«

In der Osterwoche 1944 machte ich einen Ausflug auf den Schauinsland (der Hausberg von Freiburg). Ich kehrte in der »Halde« ein. Da lernte ich (welch ein Zufall) einen Herrn kennen, der sich mit perfektem »Diener« (was mich sehr beeindruckte) als Siegfried Busse vorstellte. Wir kamen ins Gespräch, stundenlang über Musik, Kunst, Natur und Sport. Es war ein wunderbarer Nachmittag. Herr Busse war Soldat, aber nach einem schweren Unfall auf Genesungsurlaub zu Hause in Freiburg. Wir trafen uns dann gelegentlich beim Rollschuhlaufen in der Turnhalle der »Emil-Thoma-Schule«, mehr war da nicht. Ich war 19 Jahre alt und Herr Busse 36 Jahre alt, also viel zu »alt« für mich. Aber wie es das Schicksal so bestimmt, es wurde eine wunderbare, große Liebe. Für mich war es außerdem ein großes Erlebnis, dass ich seinen großen Bruder Hermann kennenlernte, dessen Name mir in der Jugend immer wieder begegnet war. Er war als viertes von neun Kindern der älteste Bruder und Siegfried, mit 18 Jahren Unterschied, der Jüngste. Hermann und seine Frau Eris waren wunderbare Menschen.

Es war November 1944, Siegfried musste durch seine Verletzung nicht mehr an die Front, wurde aber nach Baden-Baden abkommandiert und war als Kurier für Geheimakten unterwegs. In dieser Funktion kam er auch am 27.11.44 nach Freiburg, und wir hatten uns am Abend in seiner Wohnung in der Hermannstrasse 1 verabredet. Wir waren kaum angekommen, ging das Inferno los, der Bombenangriff auf Freiburg. Wir hatten unfassbares Glück, nach ca. 20 Minuten Bom-

benhagel konnten wir das brennende Haus verlassen und mühevoll den nahegelegenen Schlossberg-Bunker erreichen, wo wir mit vielen anderen Menschen die Nacht verbrachten. Eine erfreuliche Nachricht in dieser schrecklichen Nacht. Um Mitternacht kam der Erzbischof in den Bunker und unsere erste Frage: »Steht das Münster noch?« Was er uns Gott sei Dank bestätigen konnte, was man als großes Wunder sehen musste, nachdem alles darum herum zerstört war. Freiburg ohne Münster wäre unvorstellbar, denn alles andere könnte wiederaufgebaut werden, aber das einmalige Münster nicht mehr.

Das Einzige, was Siegfried aus der Wohnung retten konnte, war die große Ledertasche mit den Geheimakten, die er am nächsten Tag beim Pionier-Stab in Freiburg abgeben musste. Am schlimmsten traf ihn der Verlust seines »hochstehenden Welte-Feurich-Mignon«-Flügels, denn Klavierspielen war ein Teil seines Lebens. Auch ich hatte oft auf diesem wunderbaren, klangvollen Instrument gespielt. Als der Angriff vorbei war und wir uns mühsam aus dem Keller gerettet hatten, ging er nochmal in die zum Teil schon verwüstete Wohnung, das Haus drohte einzustürzen, hat sich an den Flügel gesetzt und losgespielt, es war unheimlich und nur mit sanfter Gewalt habe ich ihn weggeholt, er hatte Tränen in den Augen, das war sein Abschied. Er hatte schon neben seiner Lehrzeit in der väterlichen Werkstatt Gesang studiert und 1938 in Karlsruhe am Konservatorium seine Opernprüfung (Bass/Bariton) bestanden. Dann begann der Krieg – und hat ihm einen großen Traum zerschlagen.

Er bekam sechs Tage Bombenurlaub, um das Nötigste zu erledigen. Danach wurde er nach Ulm kommandiert bis zur Entlassung im Mai 1945. Seine Wohnung und sein elterlicher Betrieb, die »Kunst & Möbelschreine-

rei« in der Hermannstraße, waren in Schutt und Asche versunken.

Siegfried konnte kurzfristig in Obersimonswald eine Schreinerei mieten, um noch ausstehende Aufträge zu fertigen. Wir mieteten vom »Schurtenhof« das »Schurtenhäusle«, ein steil am Berg gelegener, alter verlassener Kleinstdauernhof mit einer Rauchküche (offenes Herdfeuer, ohne Rauchabzug), d. h. wir mussten in gebückter Haltung kochen, sonst gab es rote, beißende Augen, kaltes Wasser nur im Trog vor dem Haus, kein Strom, einkaufen ca. 2 Stunden zu Fuß, kein Auto, kein Fahrrad, sehr gewöhnungsbedürftig!

Da wir ja nicht verheiratet waren, bekamen wir Ärger mit der Gemeinde, d. h. wir brauchten einen »Anstands-Wauwau«. Da holten wir im Februar einfach meine Mutter und meinen Bruder zu uns und das Problem war gelöst. Nach einigen Wochen kam auch mein Vater aus dem Krieg zurück und hat sich zu uns gesellt. Nachdem Siegfried seine Arbeiten erledigt hatte, sind er und ich nach Freiburg zurückgekehrt, die Familie ist noch geblieben.

Nun gingen wir daran, eine neue Existenz aufzubauen. Es war ein schwieriges Unterfangen, denn wir hatten kein Geld, aber dafür viel Mut und Energie. Die Stadt hat uns ein Grundstück auf zehn Jahre (zehn Jahre lagen damals in weiter, weiter Zukunft) zur Pacht gegeben in einem sonnenreichen Teil der Waldseestraße in Nähe des Waldsees, wir konnten es später erwerben.

Schlimm war es auch während der Aufbauzeit, da es ja fast nichts zu essen gab und wir zum Hamstern keinerlei Tauschartikel hatten. Erst später, als wir dann die Schreinerei in Betrieb hatten, konnten wir in Wyhl für einen Küchenschrank eine Ziege eintauschen. Es begann eine mühevoll Arbeit, denn die Sumpfwiese musste mit Handarbeit trockengelegt werden, bevor die Fundamente für



Das Schurtenhäusle in Obersimonswald 1945,
Gemälde von Kurt Helff,
Vater von Hannelore Busse

Schreinerei und Wohnhaus errichtet werden konnten. Wir konnten dafür von den Franzosen zwei Baracken an der Kapplerstraße und eine große Lagerhalle im Möslepark billig erwerben. Die haben wir abgebaut und mit Mühe auf unser Grundstück transportiert. Dafür brauchten wir aber Hilfskräfte. Das Arbeitsamt hat uns zwei »Handwerker« geschickt, es waren zwei Herren in Anzug und Krawatte, der eine Professor eines Gymnasiums, der andere ein Notar. Man hat ihnen offensichtlich nicht gesagt, was auf sie zukommt. Beide hatten noch nie handwerklich gearbeitet, haben aber auf Grund der Entnazifizierung Berufsverbot erhalten und mussten eine Arbeit annehmen. Sie taten mir wirklich leid und geholfen haben sie uns kaum, wir durften sie aber vorerst nicht entlassen. Ich habe tagelang krumme Nägel, die wir aus den Hölzern herausgezogen haben, wieder gerade geklopft, weil es keine zu kaufen gab. Eines schönen Tages war tatsächlich die »Kunst & Möbelschreinerei« fertig. Leider konnten wir keine Maschinen kaufen. So fingen wir mit kleinen Holzarbeiten an, z. B. handgemachten Knöpfen in verschiedenen Holzarten und Holzschalen u.s.w. Bald folgten Möbel mit Intarsien aus Edelhölzern, auch schon aus Dou-

glasie. Der Betrieb wuchs auf 12 Mitarbeiter, darunter drei Lehrlinge und zumindest in Freiburg erstmals ein Mädchen.

Nach fünf Jahren wurde es Zeit, an eine Heirat zu denken, wir wollten ja eine Familie gründen, was uns auch gelang: 1949 kam unser Sohn Paul auf die Welt und 1950 der zweite Sohn Christoph. Wir waren eine sehr glückliche Familie. Nur geschäftlich ging es nicht mehr so gut, denn die Zahlungsmoral der Kunden ließ sehr zu wünschen übrig. Oft genug musste ich noch am Freitag Geld einreiben, denn freitags mussten die Löhne bar ausbezahlt werden. Eine hinzukommende schwere Erkrankung beider Hände (Dupuytren) meines Mannes führte dazu, dass er sein geliebtes Kunsthandwerk nicht mehr ausführen konnte. Operationen in der damaligen Zeit waren leider nicht erfolgreich. So entschlossen wir uns Ende der 1950er-Jahre schweren Herzens, die Schreinerei aufzugeben. Nachdem wir mit großer Wehmut die Hobelbänke und Maschinen verkauft hatten, war die Frage: Was machen wir mit der großen Werkhalle? Wir entschlossen uns, elf möblierte Zimmer einzubauen, die wir an Studenten vermieten wollten. Natürlich hatten wir wiederum nicht genug Geld. Deshalb nahmen wir Kontakt auf mit unserem damaligen Getränkelieferanten, der »Löwenbrauerei«, und bekamen tatsächlich einen wohlwollenden Kredit. So konnten wir unser Vorhaben realisieren. Auf Wunsch eines uns bekannten leitenden Angestellten der Rhodiaceta nahmen wir für einige Monate zehn portugiesische Ehepaare auf, die als Gastarbeiter tätig waren. Das waren liebe, arme Menschen, die nach Deutschland kamen, um mit dem verdienten Geld sich vielleicht mal ein eigenes Fischerboot kaufen zu können. Die sprachliche Verständigung war nicht immer einfach, aber ein Dolmetscher kam uns zu Hilfe.

Nun hatten wir ja ein großes Wiesengrundstück; was lag da näher, als Tiere zu halten und einen Gemüsegarten anzulegen? Leider hatte ich keine Ahnung von Tierhaltung und Gemüseanbau, bin ja im 4. Stock in einer Etagenwohnung aufgewachsen mit Schnittlauch und Petersilie auf der Terrasse. Trotzdem war ich erfolgreich.

Zu unserer Familie gehörten schon lange ein Schäferhund und vier Katzen. Jetzt kamen zwei Milchschafe und eine Ziege (wegen der Milch) dazu. Ich habe früher auf einem Bauernhof melken und mähen mit der Sense gelernt, was mir jetzt zu Gute kam. Außerdem noch ca. 20 Hühner und einen stolzen Hahn namens »Garibaldi«, der sehr angriffslustig war, und noch zwei Gänse und eine Pute. Da wir ja am Waldrand wohnen, fanden Fuchs, Bussard & Co. einen »gedeckten Tisch«, was unseren Haustierbestand betraf. Aber, das ist halt die Natur. Auf jeden Fall hatten wir eigenes Gemüse, Obstbäume, einige Beerensträucher und einen bunten Blumengarten.

Eine große Leidenschaft meines Mannes war der Roll- & Eislaufsport. Er gründete in den 1930er-Jahren mit Kollegen den »Freiburger Roll- & Eislauf-Verein«. Die Möglichkeit, den Sport auszuüben, war wegen des guten Asphalts die für bestimmte Zeiten abgesperrte Schützenallee sowie die »Hirschenhalle« in Günterstal. Das war eindeutig zu wenig. Die Mitgliederzahlen stiegen stetig, nicht zuletzt auch aufgrund der im Sommer 1944 inszenierten ersten Rollschuh-Revue in der wenig später durch Bomben zerstörten Festhalle. Da kam mein Mann auf die Idee, eine Rollschuhbahn zu bauen.

Die Baugenehmigung zu erhalten war mit großen Schwierigkeiten verbunden, aber es klappte schließlich und wir konnten loslegen. Das große Problem war: Erstens hatten wir kein Geld. Nur durch die Großzügigkeit ei-

nes rollschuhbegeisterten Bankiers bekamen wir einen Kredit (sogar ohne Sicherheit); er hat an den Erfolg geglaubt. Zweitens befand sich der nördliche Teil der benötigten Fläche noch in anderem Privatbesitz und der Eigentümer wollte absolut nicht verkaufen; dabei hatten wir schon mit Arbeiten auf seinem Grundstück begonnen. Da kam uns wieder ein glücklicher Umstand zu Hilfe: Bei einem Gespräch des Eigentümers mit meinem Mann stellte sich heraus, dass deren Väter gemeinsam im 5. Badischen Infanterie-Regiment Nr. 113 (1914–1918) dienten, also Kriegskameraden waren. So wendete sich das Blatt, wir erhielten das Grundstück.

Das abschüssige Gelände musste aufgefüllt werden, dafür bekamen wir ca. 4000 cbm Trümmerschutt aus der Innenstadt (Kapfererhaus), der auf eine Fläche von 40 x 20 Metern verteilt werden musste, damit eine Damman-Asphalt-Decke winterfest plan aufgebracht werden konnte. Die Bahn war fertig mit Beleuchtung, Musikanlage und einer Umkleide- und Trainingshalle. Jetzt konnten wir Veranstaltungen durchführen mit Rollkunstlaufweltmeister Freimut Stein, dem Jugendmeisterpaar Marika Kilius (9 Jahre alt) / Franz Ningel (14 Jahre alt), dem englischen Weltmeisterpaar und vielen anderen damaligen Stars. Das Roll- und Eislaufstadion bot insbesondere Kindern und Jugendlichen ein rege genutztes Freizeitvergnügen. Alles war natürlich mit sehr viel Arbeit und Mühe verbunden, aber den Sportlern und uns hat es große Freude bereitet. Im Winter bei Minustemperaturen hat mein Mann Nächte hindurch auf der Fläche Wasser gespritzt, um eine blasenfreie Eislauffläche herzustellen. Jetzt konnte Eishockey gespielt werden und die Schlittschuhläufer/innen hatten ihren großen Spaß. Ein treuer Besucher unserer Anlage war Herr Franz Siegel mit seiner klei-



Minigolf auf Fläche der Rollschuhbahn, um 1960, im Hintergrund die Kirche St. Barbara

nen Tochter. Seinen Namen trägt die heutige Eissport-Halle in Freiburg.

Dass sich aus diesen Ursprüngen heraus Freiburg zu einer weltweit anerkannten Rollkunstlauf-Hochburg entwickeln würde, stand in den Sternen, ist aber Wahrheit geworden.

Schon damals machte Sport hungrig und durstig, es schlug die Geburtsstunde von »Busse's Waldschänke«. Die Eltern konnten dann bei Getränken und Mahlzeiten den Kindern zusehen beim Rollschuh-Laufen oder Trainieren. Ende der 1950er-Jahre verlagerte sich das Rollschuhlaufen einerseits in eine eigene Abteilung der FT (Freiburger Turnerschaft) andererseits in den ERC. Nach Umbau der Umkleide- und Trainingshalle konnten wir dieselbe an die Sängerschaft »Guilelmia-Niedersachsen«, schlagende Studentenverbindung, auf unbestimmte Zeit vermieten. Leider waren es nur einige Monate, da die sangesfreudigen, fröhlichen Studenten oft bei Tag und vor allem nachts in hochgradiger, bierseliger Stimmung ihre bekannten Studentenlieder hinaus schmetterten. Dies ließ sich jedoch nicht mit unserer stillen Natur und der Nachbarschaft vereinbaren. Trotzdem hat es mit den jungen Leuten viel Spaß gemacht.

Auf dem Stadionareal entstanden 1960 Freiburgs erste Minigolf-Anlage und Boccia-bahnen, für viele Jahre ein Schönwetter-Ausflugsziel.

Ohne unsere Freude an Musik oder Theater wären in der »Waldschänke« auch nicht die legendären Jahre des Jazz und der großen Fastnachtsveranstaltungen sowie die legendären Bachchor- und Wallgraben-theater-Bälle der 1950er-Jahre eingeläutet worden. Für das erste Jahrzehnt Freiburger Hochblüte der Jazzgeschichte steht der Name »Busse«. Wir hatten das erste Jazz-Lokal in Freiburg mit Gästen wie u. a. Joachim Ernst Behrendt und natürlich Waldi Heidepriem, eine Jazz-Ikone, mit Kollegen, dabei auch mein Bruder Dieter Helff als inzwischen ausgebildeter Klarinettist, Saxophonist und Schlagzeuger. Er ist 1954 mit ausgesuchten Künstlern zu einer Konzerttournee nach Südwest-Afrika (Namibia) gereist. Das Land hat ihn so fasziniert, dass er nicht mehr zurückgekommen und in Windhuk geblieben ist und seit den 1960er-Jahren in Constantia/Kapstadt mit Familie lebt.

Die Zeit des Jazz war eine bewegte und wunderbare und unser Lokal ist über Jahre fast aus allen Nähten geplatzt.

Als sich Anfang der 1960er-Jahre der musikalische Zeitgeschmack der aus England hereinbrechenden Beatmusik zuwandte, wurde es stiller in der »Waldschänke«. Wir machten an drei Abenden/Woche Tanzmusik mit einer Drei-Mann-Kapelle. Auch das war eine schöne Zeit, aber letztlich nicht sehr lukrativ. Wir haben die Gaststätte zu einem gemütlichen Speiserestaurant aus wunderschönem Douglasiens-Holz umgebaut.

1963 haben wir zu Ehren meines Schwagers Hermann in einem Teil unseres Lokals die »Hermann-Eris-Busse-Stube« eingerichtet. Zur Einweihung kamen etliche Persönlichkeiten, z. B. Dr. Brenzinger, Prof. Dr. J. Schlippe,

Prof. Joh. Künzig, Prof. Franz Philipp, Prof. Friedrich Metz, Hebelmaler Adolf Glattacker, Dr. Bühler (Sponek), Bankier Adolf Krebs und einige bekannte Schriftsteller wie Heinrich Münz, Karl Wernet, Hans Heid, Emil Baader, alles langjährige Freunde. Es war ein gemütliches Beisammensein und alle waren der Meinung, dass der Mann, der so viel geleistet hat für die »Badische Heimat«, für das Volkstum, die Denkmalspflege und die alemannische Geschichte überhaupt, diese Ehrung wirklich verdient hat.

In den 1970er-Jahren haben wir »Busse's Waldschänke« unserem Sohn Christoph, Koch und Küchenmeister, und dessen Frau Maria, Fachbetriebswirtin, überlassen, sie machten ein sehr beliebtes, renommiertes Abend- und Speiserestaurant daraus.

Unser Sohn Paul hat sich inzwischen dem Gesundheitswesen verschrieben und 1977 auf einem Teil der ehemaligen Rollschuhbahn eine große, wunderschöne Saunalandschaft mit therapeutischen Anwendungen erstellt, das »Waldkurbad am Möslepark«. Dazu kam ein schöner Teich mit Goldfischen, Kois und Orfen, Kröten, Fröschen und wunderschönen Libellen.

Aufgrund einer im neuen Jahrtausend veränderten Nachbarschaft war die erholsame Ruhe zerstört, was für das Waldkurbad existenzielle Auswirkungen hatte. Paul hatte dann die Idee, durch einen aufwändigen Teilumbau ein Hostel zu kreieren. Für die Hostel-Gäste war das ein großes Vergnügen, gleichzeitig die Sauna und den Garten und das Schwimmbad zu genießen.

Es kam also immer und immer wieder was Neues dazu – und so geht es weiter. Seit Jahrzehnten wollte ich absolut mal keinen Bagger mehr auf dem Grundstück sehen, aber der Wunsch ist mir bis heute nicht erfüllt worden!

Noch einmal zurück in die 1950er-Jahre. Neben dem wirtschaftlich wetterabhängigen



Hermann-Eris-Busse-Stube

Hermann-Eris-Busse-Stube

Rollschuh- und Eislaufen und den Jazz-Abenden mussten wir zur Existenzsicherung noch was anderes machen. Da hatte mein Mann erneut einen genialen Gedanken. Er sah aufgrund des sich wiederbelebenden Fremdenverkehrs die Möglichkeit, auf dem großen Grundstück einen Campingplatz einzurichten und somit die Chance einer geregelten und dauerhaften Existenz. Das war für mich absolut kein guter Gedanke, denn ich musste ja dann auf meine vielen Tiere verzichten. Und dann die vielen Menschen in unserem landschaftlich paradiesischen Leben, das konnte ich mir schwer vorstellen, und natürlich die dazukommende viele Arbeit, oje.

Nach langen Überlegungen und einem Disput mit der Baubehörde zwecks Genehmigung, haben wir tatsächlich den Campingplatz eröffnet und konnten auch gleich die ersten, kleinen Zelte willkommen heißen. Der auffälligste Einspruch kam von der ca. einem Kilometer entfernten Katholischen Kirche. Der Herr Pfarrer meinte, dass er im Schatten seiner Kirche keinen unmoralischen Rummelplatz dulden würde. Das war schon hart.

Dieser neue Geschäftszweig krepelte unser gesamtes Privatleben um. Wir mussten jetzt einen Teil unseres Wohnzimmers als Rezeption und Kiosk herrichten mit kleinem Sortiment an Lebensmitteln und Andenken, natürlich Kuckucksuhren und vielem mehr. Die Camper waren noch recht anspruchslos, es gab nur kaltes Wasser im Trog, keine warmen Duschen. Da es noch keine Steckdosen in den Waschräumen gab, mussten wir den Herren, die »modern« mit Elektrorasierern

unterwegs waren, in unserem Wohnzimmer die Möglichkeit bieten, sich zu rasieren; auch telefonieren war nur im Wohnzimmer möglich, da es weit und breit kein Telefonhäuschen gab, das Handy war noch nicht erfunden. Das waren natürlich große Einschränkungen in unserem Privatleben. Morgens brachte der Bäcker aus Littenweiler per Fahrrad mit einer großen Krätze auf dem Rücken frische Wegge für die Gäste, das war ein Luxus.

Das ist jetzt schon über 60 Jahre her. Von Jahr zu Jahr wurde investiert, es wurde alles besser und schöner, und die Besucherzahl steigerte sich zu unserer Zufriedenheit. Besonders freuten uns die zahlreichen Stammgäste. Ich konnte viele Gäste aus der ganzen Welt kennenlernen, wenn auch die Sprachprobleme oft schwierig waren. Mit »Hand und Fuß« habe ich mich durchgeschlagen. Natürlich habe ich durch die langen Jahre mit Gästen den geliebten Freiburger Dialekt einschränken müssen. Eine Frau am Telefon hat mich einmal gebeten, ob ich nicht Deutsch reden könne. Zum Glück kann ich in der Familie und mit Freunden immer noch alemannisch schwätze (reden).

Ich hatte mit dem umtriebigen Campingplatz die Möglichkeit, den interessierten Urlaubern aller Herren Länder die Schönheiten unseres Schwarzwaldes nahezubringen: die vielen Möglichkeiten zum Wandern oder mit dem Fahrrad die schöne Gegend zu erkunden, selbstverständlich unsere wunderschöne Stadt mit den Bächle in den Straßen und dem einzigartigen Münster mit dem »schönsten Turm der Christenheit«, das ich selbst sehr liebe und immer wieder mit großer Ehrfurcht bestaune.

Diese Liebe ist mir sicher in die Wiege gelegt, denn ich bin in der oberen Erwinstraße, genannt nach Erwin von Steinbach (1244–1318), Münsterbaumeister, geboren. Er war maßgeblich am Münsterbau beteiligt. Mein Vater hat mir eines Tages das Relief von ihm gezeigt an einem Haus Ecke Sternwald-/Erwinstraße, das ich immer auf dem Schulweg in die Emil Thoma-Schule bestaunen konnte.

Der Betrieb auf dem Campingplatz nahm immer mehr zu, und wir konnten es alleine nicht mehr schaffen, so stellten wir über die Sommer-Saison vier Au-pair-Mädchen ein, aus verschiedenen Ländern. Das war eine gute Idee, denn die konnten Sprachen und waren glücklich, denn sie konnten in der Freizeit eine Sprachschule besuchen, um ihr Deutsch zu verbessern. Es wäre alles so schön gewesen, wenn nicht 1988 mein geliebter Mann mit fast 80 Jahren gestorben wäre.

Ich führte nach seinem Tod den Betrieb, auch mit Hilfe meiner Familie, noch 16 Jahre weiter, d. h. 7 Tage in der Woche, ca. 14 Stunden täglich. 1997 musste ich mich einer Brustkrebsoperation unterziehen. Nach ca. drei Wochen konnte ich wieder mit neuem Elan und Zuversicht weiterarbeiten. Unversehens war ich auch 80 Jahre alt geworden. Da hatte ich das große Glück, dass mein Enkel Claus Busse, Internationaler Touristikfachmann, auch Sport- und Fitnesskaufmann und seine

Frau Andrea, Bankfachwirtin, den Mut und die Bereitschaft hatten, den gesamten gesunden Betrieb zu übernehmen. Inzwischen haben sie zwei Kinder, ein Haus gebaut und viel investiert in neue Sanitäranlagen und moderne 18 Gästezimmer. Aus der damaligen »Busse's Waldschänke« ist heute ein ausgezeichnetes Café geworden.

Über ein Jahrzehnt versorgte ich die Salattheke im Waldkurbad, bevor ich mich zusätzlich in den vergangenen fünf Jahren sieben Tage in der Woche vormittags im Hostel und der Sauna-Rezeption nützlich gemacht habe, mit viel Freude und Kontakt mit vielerlei Menschen internationaler Herkunft.

Wenn ich nun zurückschaue auf mein 95-jähriges, glückliches, arbeitsreiches, interessantes, aufregendes Leben, ohne Urlaub all die vielen Jahre, davon 44 Jahre an der Seite eines wunderbaren, äußerst kreativen Mannes, so bin ich von großer Dankbarkeit erfüllt. Die Familie hat sich positiv erweitert: ich habe fünf Enkel und sehe dem 13. Urenkel entgegen. Ich bin seit 75 Jahren passives Mitglied im »Schwarzwaldverein« und jetzt auch noch »Münsterpflegerin«, außerdem bin ich seit 1991 Mitglied im »Landesverein Badische Heimat«.

In all den Jahren hatte ich einen großen Hund; heute lebe ich mit zwei Siamkatzen, gesund und munter, mit Handy und iPad, Fernseher sowieso, das Auto verkauft, in einer der schönsten Gegenden im Osten meiner Heimatstadt Freiburg, umgeben von Natur pur und in der Mitte unserer ehemaligen und heutigen Betriebe, nehme daran aktiv teil und darf mich weiterhin um Gäste, Teich und viele Blumen kümmern.

Anschrift der Autorin:
Hannelore Busse
Waldseestraße 77
79117 Freiburg